

Vier Wochen gegen den Wind mit dem Mountainbike in Patagonien (1995)

Durch Feuerland & Patagonien: In der stürmischsten Ecke der Erde

oder :

"Wenn du dich nicht am Lenker festhältst, weht's dich runter!"

Andreas Heßberg & Waltraud Schulze

Im Nationalpark Tierra del Fuego

Draußen regnet es in Strömen. Mit Hilfe der Zeltwand versuchen die Tropfen uns ein Trommelorchester aufzuzwingen. Aber der Kocher ist lauter und gibt uns das Gefühl von Gemütlichkeit und Wärme. Gleich gibt's was zu essen! Seit wir vom Flugplatz hierher geradelt waren, hatte es geneselt. Sollte unser Urlaub hier im Süden Amerikas so aussehen? Ich hoffe mal nicht!

Ushuaia, die südlichste Stadt der Erde, muß man schon auf der Landkarte suchen. Doch nicht zuletzt die beeindruckende Landschaft am Beagle Kanal und den Ausläufern des Gebirges macht diese Kleinstadt zu einer der schönsten Argentiniens. Nach dem massiven Regenguß in der Nacht ist der Himmel wolkenlos, und die Sonne entsendet ihre ersten Strahlen zu den schneebedeckten Gipfeln. Es ist recht kalt, aber ideal für eine Tageswanderung in den Nationalpark. Ein intensiver Geruch nach Walderde liegt in der Luft. Die Vögel lassen sich nicht durch uns stören. Ein Falke läßt sich auf dem Baum neben unserem Zelt nieder und beobachtet uns. Scheu vor Menschen ist ihm scheinbar unbekannt. Nach neun Stunden Wanderung kehren wir mit vielen neuen Eindrücken zurück. Unsere Fahrräder blieben den Tag über am Zelt zurück und durften noch einen ruhigen Tag einlegen.

Am südlichsten Parkplatz der Erde

Auch am nächsten Tag bleiben wir noch im Nationalpark. Mit vollbeladenen Bikes geht es immer weiter nach Westen durch den dichten Wald, der nur selten den Blick auf die Beagle-Street freigibt. Die Sonne verschwindet häufig hinter dicken Wolken, aber es bleibt den ganzen Tag trocken. Die Pisten hier sind bei Regenwetter für die Reifen eine echte Herausforderung. Nach einstündiger Fahrt sind wir dort, wo es alle hinzieht, die einmal im Süden von Feuerland sind: an das Ende des Panamerican Highway. Eine Holztafel weist die Distanzen nach Buenos Aires (3.063 km) und nach Alaska (17.848 km). Weiter geht es nicht mehr. Ein schöner Punkt für den Start einer Radtour. Als mehrere Touristenbusse kommen, ergreifen wir die Flucht.

Bei dem momentan sonnigen Wetter wollen wir noch einen weiteren Tag im Nationalpark wandern und fahren an den Lago Roca. Entlang des Ostufers führt ein nicht einfacher Wanderweg mit manchmal recht abenteuerlichen Windungen. Aber mit festen Wanderstiefeln gibt es kein Hindernis.

Der erste richtige Radeltag empfängt uns mit einem stetigen Wind aus Nordwesten und einem wolkenlosen Himmel. Also erstmal mit Rückenwind zurück nach Ushuaia. Ab einem bestimmten Tempo werden allerdings viele Schlaglöcher zu spät erkannt, und oft müssen wir anhalten, um die heruntergesprungenen Packtaschen wieder einzusammeln. Dennoch sind die 35 Kilometer zum Supermarkt schnell geschafft, wo wir für die nächsten Tage Proviant ein kaufen.

Flug über die Wellblechpisten

Gleich hinter Ushuaia steigt die Piste kräftig an und führt oberhalb des Rio Olivia in das Tal von Tierra Mayor. Zwar schiebt uns der Wind, aber die kräftigen Böen nehmen stets eine große Wolke Pistenstaub mit sich. Atmen ist nur noch mit einem Tuch vor dem Mund möglich. Aber das wird uns noch öfters passieren. Nach einem langen, aber relativ flachen Anstieg zu einem Pass in 600 Metern Höhe legen wir unsere Mittagspause ein. Es gibt wie jeden Tag Walnußriegel, Marzipan, Trockenobst, Pemmikan, Studentenfutter und Zitronentee. Dann folgt wieder der Härtestest für Mensch und Material: Wellblechpiste. Eine feine Schotterauflage macht dieses Muster erst möglich. Da es bergab geht, schaffen wir es, ein Tempo zu erreichen, bei dem die Räder von einem Wellenberg zum anderen fliegen. Mit einem Mal werden die Pisten 'flach' und angenehm.

Wir fühlen uns wie im schwebenden Zustand. Der Haken an der Sache ist das Tempo. Bei 40 km/h beginnt der Bereich, bei dem man ein mit 40 kg bepacktes Mountainbike in solch einer Situation kaum beherrschen kann - die Bodenhaftung beträgt nur noch 30 %! Alles was über diesem Tempo liegt wird äußerst riskant. Schlaglöcher, größere Steine oder andere Hindernisse können wir nicht mehr rechtzeitig umfahren, und jede Abbremsung bedeutet, wieder durchgeschüttelt zu werden. Also bleibt uns nur die Möglichkeit, über die Löcher und Steine zu fliegen und sich auf die Robustheit des Materials zu verlassen, oder "Wie ruiniere ich meine Felgen und Speichen am schnellsten?". Aber nichts dergleichen. Wir sind hoch erfreut über die unsere Mountainbikes. Selbst die schlimmsten Pisten können den Beiden nichts anhaben.

Großkahlschläge in den Notofagus-Wäldern

Am Nachmittag fahren wir am Lago Fagnano, dem größten See der Insel, entlang und schlucken ordentlich viel von Autos aufgewirbelten Staub. Nach einigen Stunden ist das Gesicht verreckt und die Lunge verstaubt. Außerdem hat das Hirn auch schon ein Wellblechmuster angenommen. 105 Kilometer reichen uns für diesen Tag. Doch die schönen Wälder entlang der Piste sind gerodet oder niedergebrannt worden, nur um einigen Rindviechern ein paar Flecken Gras bieten zu können. Auch die dadurch verursachte Grundwasserabsenkung macht uns zu schaffen. Wir finden kein sauberes Wasser und keinen Platz zum Zelten. Gerade noch bevor es dämmerig wird, kommen wir an einen Fluß. Das Zelt ist schnell aufgebaut. Schon dröhnt der Kerosin-Kocher und verspricht uns ein baldiges Abendessen. Der nächste Tag überrascht uns mal mit etwas überaus Angenehmem: bei Tolhuin erreichen wir den Anfang der Teerstraße. Wir freuen uns über das gesteigerte Tempo und das Fehlen der Staubwolken.

Die Landschaft ändert sich auch im Bewuchs. Es gibt keinen geschlossenen Wald mehr, und die Gebiete, die die Farmer übriggelassen haben, sehen sehr gespenstisch aus. Unmengen an Flechten hängen von den alten knorrigen Bäumen herab. Viel Unterwuchs sehen wir nicht, denn Rinder und Schafe tummeln sich im Schatten der Bäume. So werden für die Herden der Estancias bald auch die restlichen Wälder vernichtet, und die Steppe wird weiter nach Süden wandern können. Der Boden wird weiter austrocknen und der Grundwasserspiegel weiter sinken.

Grasland bis zum Horizont

Die Nacht verbringen wir am Strand südlich von Rio Grande. Aus Wassermangel wird der Reis in Meerwasser gekocht. Salzen unnötig. In Rio Grande sind Supermarkt und Tankstelle schnell gefunden, Proviant und Kerosin verstaut, und die Häuser rasch hinter uns. Wirklich keine Stadt zum Verweilen. Ab jetzt fahren wir genau nach Nordwesten, und der Wind schenkt uns keinen Kilometer. Aber auch die Landschaft ändert sich ab Rio Grande. Es gibt überhaupt keine Bäume längs der Straße mehr. Wir radeln durch ein leicht hügeliges Grasland, das nur selten von Bächen durchschnitten ist. Zudem führen diese Wasser, das nach Rinderherden riecht und sicherlich nicht genießbar ist. Zum Glück haben wir acht Liter Wasser an Bord. Frischwasser ist hier eine Kostbarkeit. Obwohl wir erst einige Stunden fahren, finden wir die Landschaft schon völlig langweilig. Kein Wunder, daß das Wort Pampa selbst in der fernen Heimat darüber soviel Aussagekraft besitzt. Außer Schafen, mal einigen Gänsen oder einem Bussard gibt es nichts, was unsere Blicke anzieht. Die wenigen Estancias sehen wir eh nicht. Die stehen dort, wo frisches Quellwasser aus dem Untergrund kommt.

Sturm aus Nordwesten

Einzige Ausnahme ist die riesige Estancia Sara, 55 Kilometer hinter Rio Grande direkt an der Straße. Hier würden wir auch Wasser bekommen - wenn nicht die Vorräte aus Rio Grande noch alle voll wären. Sicherlich sieht es mit der Wassersituation im Frühjahr anders aus. Aber wir waren im März und April, dem Südherbst, unterwegs. Die Trockenheit und der Gegenwind nerven uns den ganzen Tag und verstärken unsere Abneigung gegenüber dieser Landschaft. Aber wir merken auch, daß wir an unsere psychische Belastungsgrenze kommen. Denn eine Landschaft, und sei sie noch so trostlos und windig, kann nichts dafür, daß wir ausgerechnet in die falsche Richtung fahren. So kämpfen wir uns mühsam um jeden Kilometer voran. Nach 120 Kilometern Tagesleistung brechen wir erschöpft zusammen. Die Schultern schmerzen vom ewigen Lenken gegen den Wind. Nachts stürmt es wie wild aus Nordwesten, aber der Morgen ist wie immer wolkenlos, und nur eine leichte Brise fegt über das Pampagras. Die große Portion Müsli brauchen wir nicht nur, um die Reserven wieder voll aufzufüllen, sondern auch für den nächsten Kampftag.

Kaum ist die Sonne wenige Minuten über dem Horizont geklettert, fängt das infernalische Gebläse von neuem an. Der Kampf geht weiter.

Der Sturm macht vor Grenzen nicht Halt

Wir kommen trotz der Teerstraße mit mäßigen 8 km/h vorwärts. Aber es soll noch schlimmer werden. Nach der argentinischen Grenzstation San Sebastian endet der Asphalt. Bis zur chilenischen Station mit dem gleichen Namen sind es nur 16 Kilometer - für die brauchen wir aber zwei volle Stunden. Gut, daß unser argentinischer Ausreisestempel keine Uhrzeit vermerkt, sonst hätten sich die Chilenen nur gewundert, wo wir uns in der Zwischenzeit herumgetrieben hätten. Der Wind bläst frontal über die große Ebene, und die Pistenqualität ist das Letzte, was man sich beim Radfahren vorstellen kann. Aber eine "Steigerung" ist immer noch möglich, wie sich später herausstellen soll. Jetzt sind wir im chilenischen Teil der Insel Feuerland und müssen direkt nach Nordwesten. Der Sturm bläst uns direkt von vorne ins Gesicht, und das bei fast wolkenlosem Himmel.

Sturmterror gegen Physis, Psyche und Material

Unser Ziel heißt Porvenir an der Magellan-Straße. Ausgewiesen ist die Distanz ab der Grenzstation mit 145 Kilometern. Aber die Pisten sind sehr stark von Lastwagen zerfahren, und an ein schnelles Vorankommen ist wegen des Windes eh nicht zu denken. Gegen Mittag setzt ein so heftiger Sturm aus Nordwesten ein, daß wir selbst mit einer 1:1-Übersetzung nicht mehr weiterfahren können. Wir müssen absteigen und schieben - auf der Ebene! Der Staub wirbelt uns ins Gesicht, und kleinere Steinchen auf der Piste fliegen knapp über dem Boden dahin. Wir kommen uns vor wie in einem Sandstrahlgebläse. Der Lärm ist fürchterlich, und wir können uns mit unserer Vermummung kaum verständigen.

Radfahren kann doch so schön sein... Statt dessen schieben wir und werden hin und wieder von stärkeren Böen sogar zum Stehen gezwungen oder einfach umgeworfen. So etwas habe ich in meiner gesamten langjährigen Radtouren-Karriere noch nicht erlebt. Wir sind in der offenen Pampa ohne irgendeinen Schutz vor den Keulenschlägen des Sturms. Dabei ist anzumerken, daß es angenehm warm und fast wolkenlos ist. Verrücktes Wetter.

Die Landschaft steht still, die Steine rollen

Wir machen die erste Bekanntschaft mit einem Fönsturm, für den Patagonien bekannt ist - und da wollen wir ja erst noch hin! Nach drei Stunden haben wir acht Kilometer geschoben. Die Rettung ist für uns heute eine kleine Wellblechbaracke. Sie scheint zwar nicht mehr die stabilste zu sein, aber innen ist es windstill und angenehm ruhig. Unsere ganze Hoffnung beschränkt sich darauf, daß es morgen weniger windig ist. Dicke Wolken jagen nachts von Westen her über die Insel. Am nächsten Morgen ist der Wind mäßiger geworden, und Radeln ist wieder möglich. Dafür wird die Landschaft zerfurchter und es geht permanent rauf und runter. Gegen Mittag, nach vier Stunden, haben wir 36 Kilometer geschafft. Die Sonne kommt öfters durch und der Wind wird wieder stärker. Voll Frust sitzen wir zur Mittagszeit am Pistenrand und knappern unsere Nüsse und Trockenobst. Nennt man so etwas denn Fahrrad-Urlaub? Da haben wir wohl das Kleingedruckte nicht gelesen...

Der Kampf gegen sich selbst

Ich schütze mich mit der GoreTex-Jacke gegen den Wind und lese im Buch von Jean-Louis Etienne über die Transantartica-Expedition. Kein anderes Buch paßt besser zur momentanen Situation. Eine stoische Ruhe brauchen wir, um mit diesem Wind und der Piste fertigzuwerden. Der Kampf, den ein jeder von uns ganz alleine auszufechten hat, spielt sich im Hirn ab - nicht in den Muskeln. Wer nur gegen die Verhältnisse flucht und schimpft, verliert die innere Ruhe bzw. Stärke und somit auch den Kampf gegen den Sturm. Man würde sich mental aufarbeiten und scheitern. So versuche ich, die komplette physische Kraft einsetzend, an andere Dinge zu denken. Ich denke ans Abendessen, an blühende Obstbäume (es ist April), an die Konstruktion eines besseren Topfhalters oder einfach an die Arbeit, die mich zu Hause erwartet - wie schrecklich, was? Die Wahrscheinlichkeit, daß eine Mitfahrgelegenheit des Weges kommt, ist doch sehr gering. Aber radeln ist nicht möglich. Also bleiben wir im Windschatten der kleinen Blechbaracke und warten. Das belastet zwar die Psyche, da wir ja hier zum Radeln sind und nicht zum Rumsitzen. Auf der anderen Seite hält uns der Wind vom Weiterkämpfen und somit vom unnötigen Energieverbrauch ab. Wir hoffen! Etwas anderes bleibt uns gar nicht mehr übrig.

Zur Magellan-Straße

Nach fünf Stunden kommt doch noch ein Pickup vorbeigefahren - wieso sollen wir nicht auch Glück haben. Nach einer Stunde Pistenraserei sind wir im verschlafenen Dorf Porvenir an der Magellan-Straße und haben ein zweites Mal Glück. Die Fähre wartet schon im Hafen und legt in einer Stunde ab. Den letzten beiden Tagen weine ich keine Tränen nach. Irgendwie habe ich das Gefühl, hierher nicht mehr so schnell zu kommen. Die Überfahrt über die tosende Magellan-Straße dauert etwa drei Stunden. Der Sturm peitscht die Wellen exakt von der Seite gegen das kleine Boot. Dadurch kommen die drei Autos und zwei Busse so stark ins Schwanken, daß die ihren kompletten Federweg an der Radaufhängung brauchen. Die Fahrer müssen alles mit Unterlegkeilen und schweren Seilen absichern. Unsere Bikes bekommen einen kurzen Spanngurt um die Vorderradbremssgriffe, und schon lehnen sie ruhig an den Planken. Während der Überfahrt haben wir auch die für uns einmalige Gelegenheit, Wanderalbatrosse in ihrem Flug zu bestaunen. Diese wahrhaften Segelkünstler schaffen es ohne einen einzigen Flügelschlag, zwischen den Wellen umherzuflitzen und jede noch so geringe Luftströmung für sich auszunutzen. Der Luftdruck, den die gewaltigen Wellenbergen vor sich herschieben, reicht ihnen schon aus. Eine wirklich beeindruckende Beherrschung von Wind und Aerodynamik. Wenn wir das mit unseren vollgepackten Fahrrädern auch nur könnten!

Auftanken der Reserven

In Patagonien angekommen, gibt es in Punta Arenas erst einmal so richtig Streß: dichter Autoverkehr. Ständig auf die Blechmassen und die gefährlichen Schlaglöcher in den Betonplatten zu achten, gleichzeitig aber noch nach einem Supermarkt Ausschau zu halten, ist ein echter Horror. Auf Fahrradfahrer wird hier nicht viel Rücksicht genommen. Ich hoffe nicht, daß das zur chilenischen Mentalität gehört. Der gekaufte Proviant ist schnell verstaut. Wir schauen uns das Zentrum dieser 100,000 Einwohner zählenden Metropole Süd-Chiles lieber nicht an und radeln noch ca. 15 Kilometer Richtung Norden. Dort finden wir zwischen schönen alten Buchen (Notofagus) einen Campingplatz mit überdachten Holzbänken und Tischen. Wir machen uns ein Lagerfeuer und kochen die feinsten Sachen, die unsere Fahrradküche zu bieten hat: heiße Brühe, Nudeln mit Käse-Sahne-Soße und viel einheimischer Knoblauch, Vanillepudding mit frischer Melone und dazu heißer Tee.

Immer auf der falschen Straßenseite

Während der nächsten Tage geht der Kampf gegen den Wind weiter. Zwar ist bis Puerto Natales eine einseitig betonierte Straße vorhanden, aber ausgerechnet auf der für uns linken Seite. Wir sind das ständige Ausweichen auf den Schotter schnell leid und fahren einfach am linken Rand des Betons. Entgegenkommenden Fahrzeugen machen wir das durch Handzeichen klar. Nach Puerto Natales sind es 250 Kilometer. Die Landschaft wechselt im großen und ganzen nicht weiter ab von dem, was wir in den letzten Tagen gesehen haben. Außer daß öfters mal Wald oder das, was davon übriggelassen wurde, zu entdecken ist. Etwa 40 Kilometer vor unserem Etappenziel fällt die Straße steil bergab in eine weite Ebene. Wir haben einen überwältigenden Panoramablick auf das Land zu unseren Füßen, einen großen See (Lago Diana) und die rauhe Bergkulisse der Anden mit den schneebedeckten Gipfeln. Nach den vielen Tagen in fast ebenen Gebieten wird dem Auge mal wieder etwas geboten und wir freuen uns jetzt richtig auf die Anden. Aber noch sind es viele Kilometer, die uns davon trennen.

Proviantvorrat für zwei Wochen

Das kleine Städtchen Puerto Natales hat fast alles zu bieten, was ein Patagonien-Tourist so braucht. Von Supermärkten bis Outdoor-Läden, von Postkarten- und Souvenirständen bis Autovermietungen - alles ist zu finden. Das Städtchen ist Zielhafen der Fähre aus Puerto Mont (im Norden) - dort wo der Panamerican Highway wegen der mächtigen Andenberge erst mal endet - um hier weiter nach Süden zu führen. Darüber hinaus dient Puerto Natales als Ausgangspunkt für die Touristen, die zum berühmten Nationalpark 'Torres del Paine' wollen. Alle Touristen werden von den sehr billigen Bussen zum Nationalpark gefahren - eine sehr schöne Möglichkeit, sich einmal kräftig durchschütteln zu lassen. Da bevorzugen wir für diese 150 Kilometer lieber unsere Mountainbikes. So schnell, wie bei dem Sturm vor einigen Tagen wollen wir unsere Fahrradere nicht wieder aufgeben. Die Fahrräder haben sich bisher ohne irgendein Problem gehalten. Wieso sollen sie dann nicht auch mit den Pisten zum Nationalpark fertig werden. Die beiden

Mountainbikes haben schwer zu tragen an dem neu erworbenen Proviant, denn wir mußten für 14 Tage einkaufen!

Auf Wackerstein-Pisten nach Norden

Wir schwenken auf die Piste nach Norden ein und wollen es erst gar nicht glauben: bis Cerro Castillo haben wir Rückenwind. Aber der hat auch seine schlechten Seiten: wir fahren zu schnell. Berauscht von der ungewohnten Geschwindigkeit laufen wir Gefahr, unvorsichtiger zu lenken und den großen Wackersteinen nicht mehr rechtzeitig ausweichen zu können. Die Landschaft fliegt an uns vorüber. Nach der 5-Häuser-Siedlung und Zollstation Cerro Castillo müssen wir einen Knick nach Nordwesten machen, und der Sturm packt uns mit voller Gewalt. Mit der 1:1-Übersetzung kommen wir auf der staubigen Piste gerade noch voran. Wir müssen mit komplettem Gesichtsschutz radeln, und das bei fast wolkenlosem Himmel. Dazu die bisher schlimmsten Pisten. Wir treffen auf eine chilenische Baustelle. Schon von weitem ist diese durch eine riesige Staubwolke zu erkennen. Bagger, Laster, Walzen und anderes Gerät werden dafür eingesetzt, das Wellblechmuster herauszufräsen und dann eine dicke Grobschotterauflage aufzuschütten. Danach rücken alle ab. Festfahren können das ja dann die Autos...! Und selbst unsere dicken Grobstollen versinken mit Leichtigkeit. Schieben ist mal wieder inklusive.

Das Zelt droht zu zerreißen

Der Wind nimmt zu und unsere Willensstärke ab. In Sichtweite zum grandiosen Gebirgsmassiv der Torres del Paine, etwas oberhalb des Lago Sarmiento, schlagen wir unser Zelt in der Pampa auf. Wie immer wird die Lagerarbeit geteilt, da ja sowohl das Zelt sturmfest gemacht als auch Wasser geholt werden muß. Ich klopfe jeden Häring und die Wanderstöcke in die Zeltschlaufen. Sogar die liegenden Bikes müssen die Schnüre stramm halten. Der Sturm wird stärker. In der Nacht ist an Schlaf kaum zu denken. Die Keulenschläge der Böen sind oft so stark, daß wir um unser Zelt fürchten müssen. Der nächste Morgen bringt keine Besserung, außer, daß jetzt die Sonne wieder vom fast freien Himmel brennt. Bis Mittags sitzen wir im Zelt fest. Langeweile macht sich breit. Erst als gegen Mittag der Sturm etwas nachläßt, bauen wir das Zelt ab und verschwinden wieder aus unserem schönen Pampaversteck.

Das Zelt ist zerrissen

Die Piste ist streckenweise mal in besserem Zustand. Aber wem nützt das bei dem Wind? Uns jedenfalls nicht! Hohe Geschwindigkeiten sind da eben nicht möglich. Nach ganzen 18 Kilometern in sechs Stunden kommen wir an der Pforte zum Nationalpark an und sind am Ende unserer Kräfte. Der Sturm hat uns häufig zum Schieben gezwungen, und wenn er von der Seite kam, einfach umgeschmissen. Hinter einem Holzverhau stellen wir das Zelt auf - wir versuchen es zumindest. Der Wind findet trotz der schützenden Umzäunung Angriffsflächen am Zelt, reißt vier Häringe heraus und wirbelt dieses zweimal durch die Luft, bevor wir es wieder unter Kontrolle bekommen. Resultat dieses Zwischenfalls: Zwei gebrochene Stangensegmente und ein aufgeschlitzter Stangenkanal. Also wird nicht der Kocher ausgepackt, sondern das Nähzeug. Wie soll das morgen bloß weitergehen, so lautet unsere inzwischen allabendliche Frage.

Was tagsüber nicht geht, versucht man in der Nacht

Irgendwas reißt mich aus dem Schlaf. Die Uhr zeigt kurz vor drei. Der Vollmond scheint von einem leicht bewölkten Himmel. Ich brauche aber trotzdem einige Momente, bis ich kapiere, wieso ich aufgewacht bin. Es ist windstill und kein Geräusch ist zu hören. Nach all den Tagen mit Sturm und dementsprechender Lärmkulisse erschrecke ich richtiggehend vor der absoluten Stille. Schnell haben wir ein kleines Frühstück eingenommen und die Fahrräder gepackt. Um 4 Uhr 30 stehen wir wieder auf der Piste, die in den Nationalpark hineinführt. Unsere Augen gewöhnen sich schnell an das Mondlicht, und wir sehen unseren Weg recht deutlich. Dafür kommen wir jetzt immer stärker ins Bergland. Die Piste schlängelt sich nicht um die Hügel herum, sondern darüber. Wir kommen uns vor wie auf der Achterbahn. Nur leider mit dem entscheidenden Handicap, daß es Nacht ist. Allmählich dämmert es und wir erkennen die ersten Konturen der gewaltigen Bergkulisse. Um sieben Uhr geht die Sonne auf, und wir gönnen uns eine Nuß-Pause am Lago Pehoe. Etwa zehn Minuten nach Sonnenaufgang setzt wieder ein derartiger Sturm ein, daß es uns erst mal in den Graben weht. Ohne irgendeine Vorankündigung von Windstille auf Stärke 9. Am gegenüberliegenden Seeufer - es ist ca. ein Kilometer entfernt - ergießt sich ein Wasserfall in den See. Durch den Sturm aus dieser Richtung werden wir auf unserer Seeseite naß durch die

Gischt des Wasserfalls. Wir schütteln nur noch die Köpfe. Verrückte Gegend hier.

Breitreifen gegen Wanderschuhe eingetauscht

Zum Glück müssen wir jetzt fast gerade nach Süden und haben den Wind schräg von der Seite. So können wir unsere Aufmerksamkeit mehr der Landschaft um den See widmen. Es ist ein phantastisches Farbenspiel: das ockerfarbene Gras und das Türkis des Wassers. Nach 38 Kilometern erreichen wir das Hauptquartier des Nationalparks 'Torres del Paine'. Unsere Mountainbikes können wir jetzt für ein paar Tage nicht gebrauchen und stellen sie mit dem nicht benötigten Gepäck in einer Scheune unter. Die Rucksäcke sind bis oben voll. Gegen Mittag marschieren wir in Richtung 'Grey Glacier'. Eine einförmige Graslandschaft wird von kleinen Wäldchen und verbuschten Berghängen unterbrochen. Der Ausblick auf den Lago Pehoe und das Paine-Massiv sind berauschend. Der Weg ist nicht weiter schwierig, und nach fast sechs Stunden erreichen wir den Campingplatz an der Refugio 'Lago Pehoe'. Inzwischen hat es leider zu regnen angefangen.

Blaue Eisberge und durchnässte Klamotten

Es regnet die ganze Nacht, und unsere feuchten Sachen sind noch nicht trocken, als wir frühmorgens zum Gletscher aufbrechen. Es regnet weiter - mal stärker, mal schwächer. Der Wind hat dafür fast nachgelassen. Oft kommen wir durch Notofagus-Wälder mit alten knorrigen Bäumen und vielen interessanten Pflanzen. Um die Mittagszeit sind wir am Gletscher und sehen uns an den Formen und Farben satt. Alle Blau- und Türkisvariationen, die wir uns vorstellen können. Ich habe schon viele Gletscher gesehen, aber noch keinen mit diesen Farben. Wenn nur die Sonne scheinen würde! Der Marsch zurück zum Zelt wird im Eilschritt bewältigt. Dort angekommen, sind wir völlig durchnässt. Wir werfen den Rucksack ins Zelt und verkriechen uns im beheizten Holzhaus des Campingplatzes. Dort haben auch schon alle anderen Wanderer Zuflucht vor Kälte und Regen gefunden. Man tauscht Informationen aus und erzählt über das bisher Erlebte. So bekommen wir gute Tips für unseren weiteren Weg über das Gebirge zum Nationalpark 'Los Glaciales' in Argentinien. Für ein paar Pesos gibt es ein warmes Abendessen mit Nachspeise. Es wird ein angenehmer, lustiger und langer Abend in der Hütte. Als wir spät in der Nacht aus der Hütte kommen, trauen wir unseren Augen nicht. Die Regenwolken haben sich verzogen, und der Vollmond bescheint die mächtigen Bergriesen. Der komplette Regen ist dort oben als Schnee gefallen und leuchtet wie blankes Silber. Nicht nur wir sind überwältigt. Alle kommen sie nun aus der Hütte gerannt um dieses Spektakel zu sehen. Alle freuen sich plötzlich wie kleine Kinder auf den kommenden Tag und auf gutes Bergwetter. Für uns war es ja der erste Regentag unseres Urlaubes - abgesehen von der Regennacht gleich zu Anfang unten in Ushuaia. Es sollte auch der einzige Regentag in den vier Wochen werden!

Der König der Lüfte

Wir stehen heute ausnahmsweise früher auf. Nach der üblichen Portion Müsli und Zuckermilch wird wieder ein Rucksack für eine Tageswanderung gepackt. Es ist sonnig, trocken und nur leicht windig. Wir wandern Richtung 'Campo Italiano', einem Basislager zu den berühmten Kletterfelsen der 'Torres' (Türme). Der Weg führt die meiste Zeit an zwei Seen entlang. Die Vegetation ist hier nicht so üppig wie entlang des Weges zum Grey-Gletscher, aber dafür ist hier der Kontrast der grünen Buchen zu den weißen Gipfeln beeindruckend. Bei unserer Mittagspause haben wir das Glück, drei Anden-Condore beobachten zu können. Sie gleiten an den Steilwänden entlang und spielen miteinander mit Scheinangriffen. Plötzlich trennt sich einer von der Gruppe und kreist langsam und neugierig zu uns herunter. Wir können einige gelungene Aufnahmen von ihm machen. Er scheint keine Scheu zu kennen und nähert sich uns bis auf etwa fünfzig Meter.

Rückzug aus den Bergen

Beim Rückweg kommen wir noch in ein leichtes Schneegestöber. Mit dem Teleobjektiv schauen wir hoch zu den berühmt-berüchtigten Türmen des Paine-Massives. Das Wort Schneesturm ist kein Ausdruck für das, was da oben stattfindet. Die kurzen Distanzen zu zwei Ozeanen und der Antarktis machen diese Bergwelt zu der gefürchtetsten und schwierigsten in der Kletterwelt. Da ist mir das Mountainbike mit Gegenwind doch noch lieber.

Wir packen am gleichen Tag noch unser Zelt zusammen und treten den Rückweg an. Da der Campingplatz an der Refugio 'Lago Pehoe' Gebühren kostet, weichen wir auf einen schönen Naturzeltplatz auf halber Strecke zum Hauptquartier aus. Damit sind wir in den letzten drei Tagen jeweils elf Stunden marschiert und freuen uns über diese Leistung. Gerne wären wir einige Tage

länger in der Nähe der Gletscher geblieben. Aber unser vierwöchiger Zeitplan läßt das leider nicht zu. Außerdem bekommen wir ja noch einen weitaus imposanteren Gletscher zu Gesicht. Am nächsten Vormittag erreichen wir bei schönstem Herbstwetter unsere Mountainbikes.

Kurzentschlossen die Route geändert

Der Wind hat ja in den letzten Wochen stets aus Nordwesten geblasen. Wo wir vor fünf Tagen gegen den Sturm ankämpften und nur 18 Kilometer pro Tag schafften, könnten wir also nun Rückenwind haben. Aber es ist fast windstill, als wir aus dem Nationalpark radeln. Langsam habe ich da einen Verdacht....! 20 Kilometer hinter der Parkgrenze ist Feierabend. Versteckt in der Pampa zwischen Gebüsch und hohen Grasbüscheln finden wir einen netten Platz mit Ausblick auf das Paine Massiv. Nachdem wir die restlichen Tage unseres Urlaubes gegen die zu fahrende Strecke aufgerechnet haben, beschließen wir kurzentschlossen eine neue Route. Statt über Cerro Castillo zurückzuradeln, um von dort die offizielle und einzige Piste nach Esperanza, El Calafate und zum Moreno-Gletscher zu nehmen, werden wir über die grüne Grenze nach Norden radeln. Der Umweg würde uns ca. 300 Kilometer kosten. Die direkte Verbindung über ein Hochtal ergibt laut der spärlichen Information unserer Landkarte eine Strecke von nur ca. 50 Kilometer.

Der Condor und das Guanaco

Am nächsten Tag schlagen wir den Weg nach 'La Cumbre' ein. Von dort wollen wir einen Paß über das Gebirge angehen, der seit Jahren geschlossen ist. Ob das legal ist oder nicht, ist uns relativ egal, da wir mit unseren Mountainbikes beweglich genug sind, uns in der Gebirgslandschaft dünn zu machen. Ungewißheit haben wir nur über die Struktur des zu befahrenden Geländes. Aber mit unseren treuen Stahlgefährten gehen wir inzwischen durch dick und dünn. Sie sind uns schon so stark ans Herz gewachsen, daß sie eigene Namen bekommen haben: 'El Condor' und 'El Guanaco'. Darüber hinaus haben wir bisher noch keinen Plattfuß oder Speichenbruch zu verzeichnen. Auch alles andere an den Fahrrädern bleibt in tadellosem Zustand, und das wird sich bis zum Schluß auch nicht ändern. Die ovalen Oberrohre halten scheinbar jede Erschütterung aus. Ebenso die Anlötteile und Ösen für die Gepäckträger. Geschont haben wir die beiden Bikes sicherlich nicht. Wenn man bedenkt, daß wir jeden zweiten Tag einen 'Kundendienst' durchführen und fast alle Schrauben wieder nachziehen müssen, kann man ermessen, welches Gerüttel der Rahmen, die Träger und wir selbst auszuhalten haben.

Unerwartete Gastfreundschaft

Nach einer Tagesetappe von 80 Kilometern kommen wir an der Estancia und Herberge (prosada) 'La Cumbre' an. Das dort wohnende Ehepaar hatte mit radfahrenden Touristen bisher nur sehr wenig Kontakt gehabt und freut sich, uns ins Haus einladen zu dürfen. Wir sind für die Wärme sehr dankbar, da wir kurz vor der Estancia einen eiskalten Fluß durchqueren mußten. Wir beschließen hier für zwei Nächte zu bleiben, und bauen vor dem Garten das Zelt auf. Zum Abendessen müssen wir wieder ins Haus kommen. Es gibt riesige Stücke Lachs in Fett-Teig ausgebacken. So viel Fett sind wir als Kohlenhydratmotoren nicht mehr gewohnt. Die zugeführte Energie bahnt sich ihren Weg nach außen und wir sitzen mit glühenden Gesichtern am Tisch und schmelzen langsam dahin. Der Gang nach draußen zum Zelt bringt eine spürbare Erleichterung. Morgen müssen wir wieder selber kochen! Es sind vier Grad unter Null, aber wir fühlen uns sehr wohl. Nur unsere Gastgeber kapieren nicht, wieso wir nicht in einem bequemen Bett im Haus schlafen wollen.

Durch die Flüsse und hinter den Bergen

Zum Frühstück gibt es frisches Weißbrot mit Rhabarbermarmelade und Zuckermilch. Den restlichen Tag nutzen wir zum Faulenzen und Auskundschaften des Wegabschnitts bis zum Paß - ohne die Packtaschen. Wir finden eine ziemlich überwachsene Piste und einen alten Fahrweg weiter das Tal aufwärts und hinein ins Herz des Gebirges. Auch sind Oberfläche und Bewuchs soweit ersichtlich kein Problem für uns und die Mountainbikes. Höchstens die acht Flußdurchquerungen könnten mit den schweren Packtaschen stören. Dazu ist das Wasser nur knapp über Null Grad und an den Ufern hängen dicke Eisschichten.

Über die grüne Grenze

Der nächste Radeltag erwartet uns wieder einmal mit wolkenlosem Wetter. Dieses Mal ist der Wind sogar gnädig und weht von hinten. Erst jetzt erzählen wir unseren Gastgebern, wohin die

Weiterreise geht. Wir wissen ja auch nicht, in wie weit diese mit den Grenzeinheiten zusammen arbeiten. Aber unsere Befürchtungen sind grundlos. Hier würden öfters mal Leute über die Grenze kommen, heißt es lapidar. Das wäre sogar gut für's Geschäft. Wegen ihnen könnten die Behörden den Paß ruhig wieder freigeben. Denn die Abkürzung zwischen den beiden Nationalparks fällt jedem beim Blick auf die Landkarte auf. Nach neun Kilometern haben wir den äußersten Erkundungspunkt des Vortages erreicht. Eine kleine Schutzhütte, die zur Estancia gehört, zeigt uns, daß wir auf dem richtigen Weg sind. Die Kulisse der bizarren Felsgipfel, der kobaltblaue Himmel und das leuchtende Grün der Gräser und Moose lassen uns völlig vergessen, daß wir ab der Mittagspause kräftig schuften müssen. Zum Teil ist es etwas morastig. Ein voll gepacktes Bike mag im Gras auf der Ebene noch einigermaßen beweglich sein, aber beim Schieben nach oben spüren wir jedes Gramm. Da der Paß von unten nicht zu sehen ist, beginnt zur Schufferei auch noch eine ungewisse Suche. Es geht zu steil hoch, als daß jeder sein Fahrrad alleine schieben kann. Zusätzlich kommen wir oberhalb der Vegetationszone auf lockere Schotterflächen. So richten wir ein Etappensystem ein. Zu zweit schieben wir ein Fahrrad ca. 100 Meter nach oben und entspannen unseren Rücken beim Laufen zurück wieder etwas. Dann kommt das zweite Rad an die Reihe. So kämpfen wir uns zwei Stunden und 400 Höhenmeter nach oben und stehen völlig erschöpft, aber unendlich glücklich auf dem Paß 'Verlika' (rund 1,400 m). Die letzten Strahlen beleuchten die Gipfel orange und feurig rot, und es liegt eine unendliche Stille in den Tälern. Die Temperatur ist unter Null Grad, und nach den obligatorischen Fotos bereiten wir uns auf die Abfahrt vor. Auf dem Paß direkt auf der Grenze zu zelten, wäre ja doch etwas frech.

Viva Argentina!

Mit heruntergeschobener Sattelstütze und kräftig zugeschraubten Bremsen jagen wir über die Geröllhalden hinunter nach Argentinien. Nach einer halben Stunde sind wir wieder so tief, daß wir den Paß schon nicht mehr sehen können. Hier fangen die ersten Flecken Vegetation an, und auf einem einigermaßen flachen Teil in ca. 1,200 m Höhe schlagen wir unser Domizil auf. Was die körperlichen Strapazen anbetrifft, war das wohl der Höhepunkt unserer Tour. Was die Höhe über dem Meeresspiegel angeht, sowieso.

Am nächsten Morgen ist der Bach neben dem Zelt fest zugefroren, was das Auffüllen der Trinkflaschen etwas schwierig macht. Es sind minus acht Grad, und die Sonne ist noch hinter den Bergen. Trotzdem verläuft der Tag zu unserer Zufriedenheit. Bis zu den ersten Fahrzeugspuren, die talaufwärts kommen, haben wir etwa sechs Kilometer zu kämpfen. Streckenweise müssen wir auch schieben, aber die körperlichen Anstrengungen sind weit aus geringer als beim Hochschieben. Aber dann geht es recht schnell. Wir stoßen auf eine verlassene Hütte und eine immer deutlichere Spur. Gegen Mittag erreichen wir eine Schutzhütte für die Gauchos, wo eine richtige Piste uns den weiteren Weg erleichtert. Von den Arbeitern bleibt keiner am Brotzeitisch sitzen, als wir angerollt kommen. Wahrscheinlich - so denken wir - sind wir die Attraktion des Jahres für diese Menschen. Uns haut es fast vom Sattel, als einer uns klar macht, daß letzte Woche auch drei deutsche Radfahrer hier vorbeigekommen seien. Zum einen hätten dann die Leute in der Estancia davon wissen müssen, zum anderen dachten wir wohl, daß wir schon verrückt genug sind.

Lago Argentino mit Anden-Panorama

Das Tempo wird zwar hin und wieder durch eine Flußdurchquerung verlangsamt, aber es bleibt eine recht rasante Fahrt. Den Mountainbikes schenken wir nichts. Endlich können wir so etwas wie einen Fahrtwind genießen, und müssen nicht immer in der eigenen Miefwolke arbeiten. Eine Nacht verbringen wir noch in dem Tal, welches in die weiten Ebenen am Lago Argentino mündet. Allerdings müssen wir morgen abend am Moreno Gletscher sein, damit wir mit unserem Proviant aus Puerto Natales zurecht kommen.

Natürlich ist sonniges Wetter draußen, was sonst? Selbst der Wind fehlt heute. Das kann ja nur ein erfolgreicher Tag werden. Nach 10 Kilometern stehen wir auf einer Anhöhe und blicken auf das grandiose Andenpanorama westliche des Lago Argentino. Vor uns breitet sich eine riesige Ebene aus. Die Luft ist so klar, daß wir am Gegenhang in 15 Kilometern Distanz die ersten Bäume deutlich erkennen können. Dort müssen wir hin.

Im Nationalpark Los Glaciares

Das Durchqueren der Ebene stellt sich als sehr einfach heraus. Überall sind die Pisten von guter Qualität, einige sind sogar frisch gewalzt worden. Die Landschaft und das super Herbstwetter

liefern viele ideale Fotomotive. Unsere Motivation ist ganz oben. Die Pisten werden erst sehr schlecht, als wir das Tor in den Nationalpark passieren - da nützt es auch nichts, daß wir einige Dollar an Gebühr abtreten dürfen. Zum Straßenbau wird dieses Eintrittsgeld ganz sicherlich nicht verwendet. Im Laufe der 35 Kilometer durch den Park kommen wir immer häufiger durch angenehm schattige Notofagus-Wälder. Die eine oder andere Rast wird hier auch dazu benutzt, nach interessanten Pflanzen Ausschau zu halten. Wir finden beispielsweise eine Fuchsienart, die große Büsche bildet und allem Anschein nach frostresistent ist. Auch unter den Notofagusarten können wir vier verschiedene unterscheiden, zwei davon sind auch im Winter grün, die zwei anderen färben sich momentan ins Gelb um oder werfen ihr Laub schon ab. Der Tag ist inzwischen recht warm geworden, so daß wir auch froh über die Bäche sind, die den Berghang zu unserer Linken hinab in den See fließen.

Am wohl schönsten Gletscher der Erde

Als wir dann nach fast vier Stunden Fahrt durch den Park vor dem Moreno Gletscher stehen, schlägt es uns die Sprache. Dieser Gletscher ist mit Worten kaum zu beschreiben. Die Größe der Abbruchkante, die enormen Ausmaße der geschobenen Eismasse, die phantastische Gebirgskulisse mit dem 'Campo de Hielo Sur' (Südliches Inlandeis) am Horizont und die vielen verschiedenen Farbtöne des Eises machen den Moreno Gletscher zu dem schönsten, den ich bisher gesehen habe - und das sind nicht wenige! Natürlich sind wir nicht die einzigen Touristen hier. Ganze Busladungen werden hierher gebracht, auch wenn die Saison eigentlich vorüber ist. Eine Holzbalustrade sorgt dafür, daß sich die Touristen nicht zu nah an das Eis wagen. Wir erfreuen uns mit angespannter Erwartung an den ständig herabbrechenden Eisblöcken. Die Stoßwelle nach dem Aufprall auf dem Wasser ist jedesmal so kräftig, daß dadurch kleinere Eisbrocken an Land geworfen werden. Die Fotos und Videokameras der Touristen sind stets bereit, um die ganze Szene auch in Serie aufnehmen zu können. Auch wir haben in dieser Hinsicht Glück. Während der ersten halben Stunde löst sich ein gewaltiger Eisturm von der Abbruchkante und fällt krachend und splitternd in den See. Aber bei uns regt sich auch der Abendhunger.

Zwei Durchlauferhitzer

In einem Hochwald aus alten Südbuchen bauen wir unser Zelt auf und schlingen unsere tägliche Nudel- oder Reisportion hinunter. Nach mehreren Wochen auf Radtour wird jeder von uns zum Durchlauferhitzer. Pro Person 500 Gramm Nudeln aufzufuttern, ist da kein Problem mehr. Dazu gibt es in der Regel eine reichhaltige Käse-Sahne-Soße oder eine würzige Tomaten-Paprika-Soße. Danach noch einen Pudding, und eine große Portion Schlaf. Wir haben daher auch nie Probleme mit der Regeneration, denn kaum liegen wir in den Schlafsäcken und können unsere Rücken wieder gerade strecken, fallen wir auch schon in einen festen Tiefschlaf. Würden wir heute Nacht hellhörig sein, so könnten wir die Geräuschkulisse der brechenden Eistürme und das Krachen der Wellen gegen die Uferfelsen hören.

Einmal im Bus fahren

Der Morgen begrüßt uns mit einem wolkenlosen Himmel - langsam wird das zur Gewohnheit. Wir stehen mit den Fahrrädern am Großparkplatz der Busse und warten auf eines dieser Blechdosens. Die 35 Kilometer zurück zum Tor des Nationalparks auf der miserablen Piste zurückfahren zu müssen, setzen wir mit psychologischem Selbstmord gleich. Vor allem wenn man weiß, welches phantastische Panorama hinter einem verschwindet. Nein, wir nehmen den Bus nach El Calafate. Der kostet nur zehn Dollar pro Person, und wir sind in etwa zwei Stunden am Ziel. Für den Busfahrer sind die beiden gepackten Bikes zwar noch ein Problem, nicht aber für uns. Das Gepäck und die Laufräder liegen schnell neben dem Rahmen. Dann die Sattelstütze ganz rein und den Lenker rausheben, und schon paßt auch ein Mountainbike in eine der kleinen Außenfächer am Bus.

Adrenalinschub in der Pampa

In El Calafate geht gerade die Sonne unter, als wir zum Campingplatz fahren. In der Stadt haben wir auch noch zwei weitere deutsche Tourenradler aufgesammelt, so daß es ein recht unterhaltsamer Abend wird. Der Supermarkt ist bis 22 Uhr offen und wir lassen uns viel Zeit mit dem Kochen. Wir brauchen nach 13 Tagen wieder neuen Proviant. Außerdem sind es noch ca. 350 Kilometer bis Rio Gallegos, der Endstation unserer Reise. Aber dieses Mal brauchen wir nicht mehr mit einem Schnitt von 10 km/h rechnen. Zum einen ist die gesamte Strecke gut asphaltiert, zum

anderen haben wir einen kräftigen Rückenwind. Das Terrain ist bis auf einen mächtigen Anstieg, 40 Kilometer hinter El Calafate, fast flach. Wir rauschen mit fast 35 km/h durch die Pampa. Die Landschaft ist auch nicht so beeindruckend, daß es sich lohnen würde langsamer zu fahren. Wir sehen um diese Jahreszeit auch keine blühenden Pflanzen mehr oder für uns neuartige Arten. Von Weitem können wir Nandus oder Guanacos erkennen. Wenn wir versuchen mitzut trampeln, können wir auch locker 40 km/h erreichen. Bei diesen Geschwindigkeiten wird selbst die langweiligste Landschaft reizvoll. Endlich müssen wir uns über Schlaglöcher und Wellblechmuster keine Sorgen machen. Wir rasen einfach vor uns hin. Abbremsen ist viel zu schade. Die Kette wird genauso während der Fahrt geölt, wie das Mittag eingenommen. Pausen brauchen wir jetzt nicht mehr. Radtour mal auf die bequeme Art. Nach drei Wochen Gegenwind bzw. Sturm haben wir uns das aber auch verdient.

Der Atlantik als Endpunkt

Die Sonne scheint, und wir haben schon den zweiten Tag in Folge wegen des Rückenwindes super Laune. Durch den Gleichklang der Landschaft haben wir auch viel Zeit, unseren Urlaub in Gedanken noch einmal retour laufen zu lassen. Die Erlebnisse werden noch mal erzählt, erste Zusammenfassungen gemacht und wir haben viel Spaß. Vergessen sind die Sorgen und Qualen des Kampfes gegen den Sturm nicht. Aber wir sehen sie jetzt unter einem anderen Blickwinkel. Durch den spärlichen Autoverkehr können wir es uns größtenteils erlauben, nebeneinander zu fahren. Dadurch wird auch die Kommunikation angenehmer. Wir schaffen die 350 Kilometer in zwei Tagen und schlagen am Ortsrand von Rio Gallegos unser Zelt zum letzten Mal auf. Da wir erst am frühen Nachmittag einen Flug nach Buenos Aires haben, nehmen wir uns nicht den Flugplatz, sondern die Küste des Atlantiks als Ziel vor. In der Stadt werden wir erst mal mit dichtem Autoverkehr, Gestank, Lärm und vor allem mit roten Ampeln konfrontiert.

Zum Abschied Sturm

Am steinigen Ufer des Atlantiks machen wir eine letzte Mittagspause, futtern die restlichen Kekse und Trockenfrüchte und vergessen ganz und gar, daß der Flughafen fünf Kilometer vor der Stadt war. Wir sind ja gerade daran vorbei gerast. Stimmt! Wir sind gerast. Und jetzt? Also bekommen wir zum Abschied aus Patagonien noch einmal einen Sturm von vorne geboten. Die fünf Kilometer zurück kosten uns eine volle Stunde und wir sind heil froh, als wir hinter den Türen der Abfertigungshalle verschwinden können. Während des Starts wird der Flieger und alle Insassen noch mal kräftig durchgeschüttelt.

Manchmal, aber selten kommt der Wind halt doch von hinten!